
Diese verdammten liberalen Eliten

Wer sie sind und warum

wir sie brauchen

Carlo Strenger

edition suhrkamp

SV



38 2. *Liberaler Kosmopoliten auf der Couch*

In diesem Buch möchte ich die neuen liberalen Kosmopoliten aus einer zusätzlichen Perspektive porträtieren: jener des psychoanalytischen Behandlungsraums, wo Menschen sich mit ihren tiefsten Hoffnungen, Ängsten, Sehnsüchten und Vorstellungen davon auseinandersetzen, wer sie gerne sein möchten. Meine therapeutischen Erfahrungen der letzten zehn Jahre haben mich zu der Hypothese geführt, dass die neuen Kosmopolitinnen, die überwiegend der Generation X (die in etwa die Geburtsjahrgänge 1965-1980 umfasst) und den sogenannten Millennials (1980-1999) angehören, in einer Welt leben, die sich fundamental von der ihrer Babyboomer-Eltern unterscheidet, die als Bannerträger der kulturellen Revolution der sechziger und siebziger Jahre gelten. Die Generation X und die Millennials wurden in eine neue Realität hineingeboren: Sie müssen nicht für die sexuellen und kulturellen Freiheiten kämpfen, die ihre Eltern errungen haben. Mütter und Väter verkörpern für sie keine Autoritäten mehr, gegen die man sich auflehnen muss – und kann. Drogenkonsum gilt nicht länger als Ausdruck der Rebellion. Gras, Trips und Ecstasy sind heute lediglich Mittel, um ein aufregendes Wochenende zu verbringen. Dasselbe gilt für sexuelle Experimente, die den politischen Subtext eingebüßt haben, der einmal in dem Hippie-Slogan »Make love, not war« steckte. Wo die Eltern der Babyboomer noch versuchten, Autorität über ihre Kinder auszuüben, waren die Babyboomer selbst als Eltern verwirrt und verloren: Hatten sie nicht einst für mehr Freiheit gekämpft? Wie sollten sie nun ihren eigenen Kindern irgendwelche Regeln und Werte vorschreiben? Das Resultat besteht darin, dass die Angehörigen der Generation X und die Millennials ihre Identität nicht länger über Auseinandersetzungen mit ihren Eltern definieren. Die ambivalente Mischung aus Liebe und Hass, Respekt und ³⁹Verachtung, die das Verhältnis früherer Generationen bestimmte, hat einem vagen Gefühl der Irrelevanz Platz gemacht.

Kulturelle Referenzrahmen werden nicht mehr vertikal von einer Generation an die nächste weitergegeben. Die neuen liberalen Kosmopoliten leben in einem kulturellen Raum, der von gleichaltrigen Zeitgenossen geschaffen wurde. Doch wie wir in den Fallstudien sehen werden, bedeutet das nicht, dass die jungen Leute nicht an ihren Eltern hängen. Es bedeutet vielmehr, dass sich gerade im Spannungsfeld von wechselseitiger Wertschätzung und der Weitergabe traditioneller Lebensformen die heftigsten Konflikte entzünden.

Die verwirrende Vielfalt kultureller Ikonen, ob nun aus den Bereichen Hightech, Sport oder Medien, ist einer der Gründe, warum junge liberale Kosmopoliten die Vergangenheit und ihre traditionelle Kultur als zunehmend irrelevant betrachten, wenn sie nach Vorbildern suchen, um eine eigene Identität zu entwickeln. Ich schreibe das nicht, weil ich in das Lamento konservativer Intellektueller einstimmen möchte, die den Verlust der guten alten Religion und der Familienwerte beklagen. Mir geht es vielmehr um die Auseinandersetzung mit einem objektiven sozialen Faktum, das der US-amerikanische Psychologe Kenneth J. Gergen treffend als »saturiertes Selbst« bezeichnet hat (1996 [1991]). Die neuen Kosmopoliten leben in globalen Städten, nicht in traditionellen Gesellschaften. Sie sind gezwungen, ihren Lebensstil bewusst zu wählen. Wir stoßen hier auf jene Reflexivität, die unter anderen Ulrich Beck, Scott Lash und Anthony Giddens (1996 [1994]) als zentrales Charakteristikum der globalisierten Moderne ausgemacht haben. Es gibt keine Fragen mehr, die sich allein mit dem Verweis auf die Tradition beantworten ließen. Von spätmodernen Individuen wird vielmehr erwartet, alle Entscheidungen auf der Grundlage bewusster Abwägungen zu treffen. Laut dem US-Historiker und Kulturkritiker Christopher Lasch (1985) läuft dies auf eine Art »minimales Selbst« hinaus: ohne Geschichte, ohne 40 Tradition, ohne irgendwelche Verpflichtungen, die als selbstverständlich gelten können.

Der aus Rumänien stammende Religionswissenschaftler Mircea Eliade hat in seiner klassischen Studie *Das Heilige und das Profane* (1984 [1947]) die Ansicht vertreten, dass Ordnung die Essenz des Sakralen darstellt: Es gibt eine klare Hierarchie der Orte, Objekte, Werte. In der flachen Welt der »Hyperkultur« (Reckwitz) gilt die Kategorie des Heiligen in entwickelten Ländern zunehmend als verdächtig. Ich kann diese Beobachtung aus meiner therapeutischen Erfahrung nur bestätigen: Patienten aus den jüngeren Generationen sprechen immer wieder über diffuse Gefühle der Verwirrung, Depression und Orientierungslosigkeit. Sie müssen zwar nicht länger gegen etablierte Autoritäten ankämpfen, sind im Gegenzug jedoch mit dem Imperativ konfrontiert, einerseits finanziell und beruflich erfolgreich zu sein und sich andererseits selbst zu verwirklichen und ihrem Leben eine höhere Bedeutung zu geben.

41 II.

Fünf liberale Kosmopolitinnen in der Blüte ihres Lebens: Keine Verschnaufpause

43 In diesem Teil berichte ich von meinen Therapiesitzungen mit fünf typischen liberalen Kosmopoliten. Es handelt sich um Personen, die beachtliche Erfolge vorweisen konnten und die es scheinbar »geschafft« hatten. Sie unterschieden sich deutlich von den Patienten, die ich früher behandelt habe. Zunächst einmal wohnten sie nicht in Tel Aviv, der Stadt, in der ich lebe und arbeite. Von den beiden unter ihnen, die wissenschaftlich tätig waren – Jeff und Naomi –, saß er in Tel Aviv an einem Forschungsprojekt, sie machte ein Sabbatical. Ella war für ein paar Tage in der Stadt, weil ein internationaler Nachrichtensender sie dorthin beordert hatte. Dan, ein Hightechunternehmer, hatte zwar ein Haus in Tel Aviv, verbrachte aber nur ungefähr ein Drittel seiner Zeit in der Stadt. Mark, Managing Partner bei einem Investmentfonds, hielt sich stets nur für ein paar Wochen hier auf, um Start-up-Firmen zu begutachten.

Vier dieser liberalen Kosmopoliten kontaktierten mich von außerhalb Israels und vereinbarten einen Termin für ihren nächsten Besuch in der Stadt. Sie alle wussten, dass wir große Teile unserer therapeutischen Reise, so wir sie denn tatsächlich antreten sollten, via Skype zurücklegen würden. Für sie war diese Option eine Selbstverständlichkeit.

Zuallererst möchte ich festhalten, dass klinische Fallstudien groß angelegte quantitative Forschungen nicht ersetzen. Für sich genommen, können sie niemals als Rechtfertigungen für wissenschaftliche Verallgemeinerungen über eine ganze soziale Klasse, die Entstehung von Psychopathologien oder irgendeine andere generelle Behauptung dienen. Ich erzähle hier von meinen Sitzungen mit Jeff, Naomi, Dan, Mark und Ella, weil ich glaube, dass sich in der Präsentation ihrer existenziellen Probleme und psychischen Leiden trotz ihrer sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten, Hintergründe und Berufe die Gestalt 44 der liberalen Kosmopoliten konkreter abzeichnet als in Diagrammen und Statistiken.

Außerdem muss ich voranschicken: Diese fünf Porträts basieren nicht auf realen Personen. Vielmehr sind sie zusammengesetzt aus Eindrücken von verschiedenen Menschen, mit denen ich gearbeitet habe. In den frühen nuller Jahren verfasste ich noch Fallstudien zu einzelnen Patienten, deren Einverständnis ich zuvor eingeholt hatte. Ich schrieb ihre Geschichten auf und gab sie ihnen zu lesen, wobei ich natürlich Details, anhand derer sie hätten identifiziert werden können, wegließ, um ihre Privatsphäre zu schützen. Aber heute, in Zeiten von Google und den sozialen Medien, ist das Risiko einer Identifizierung schlicht zu groß. Wie viele meiner Kollegen arbeite ich daher inzwischen mit zusammengesetzten Porträts (sogenannten *composites*), die auf realen Menschen basieren und die nach meinem besten Wissen und Gewissen eine Art psychodynamische Konstellation repräsentieren. Dies ist heute die einzig vertretbare Form der Fallstudienveröffentlichung, insbesondere in Büchern, die sich nicht nur an ein Fachpublikum wenden.

45 1. Jeff: Das Hochstapler-Syndrom im globalen Maßstab

Mein erster Eindruck von Jeff war der eines Bündels kaum zu kontrollierender Energie. Ich war mir nicht sicher, ob sein Kleidungsstil bewusst lässig sein sollte oder ob er bestimmten Details schlicht keine Beachtung schenkte. Die Farbe seiner Jeans und die seines Jacketts passten nicht so recht zusammen; sein Hemd trug er über der Hose (was in akademischen Kreisen freilich nicht ungewöhnlich ist). Sein dickes, lockiges Haar hatte schon länger keinen Friseur mehr gesehen. Er war etwas übergewichtig, und seine außergewöhnlich ausdrucksstarken dunklen Augen dominierten sein Erscheinungsbild. »Doktor Strenger ... darf ich Carlo zu Ihnen sagen?« Ich nickte.

»Carlo, ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich Ihre Bücher gelesen habe. Ich bin Akademiker. Und ich bin sehr gründlich. Ich glaube, dass ich fast alles gelesen habe, was Sie veröffentlicht haben. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber in meinen Augen stammen Ihre besten Arbeiten aus den neunziger Jahren. Ihr Buch *Individuality: The Impossible Project* hat bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Ich habe Sie angerufen, weil ich hoffe, dass Sie in der Tat das sind, was ich glaube: eine Kombination aus Seele und Gehirn. Ich ... ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Ich ... ich brauche wirklich Hilfe.

Sie werden vermutlich meinen Namen gegoogelt haben und wissen also wahrscheinlich, dass man mich für einen sehr erfolgreichen Wissenschaftler hält. Ich komme gleich zur Sache: Ich habe das Gefühl, dass mein Leben ein einziger großer Schwindel ist. Ich bin ein Betrüger. Ich bin zweiundvierzig Jahre alt und habe das Gefühl, überhaupt nichts von Wert geschaffen zu haben. Ich fühle mich miserabel. So kann es nicht weitergehen.

Ich weiß nicht, ob ich jemals Kinder haben werde. Aber im 46 Augenblick kann ich darüber nicht einmal nachdenken. Wie soll ich einen Sohn erziehen, wenn ich nichts habe, das ich ihm mitgeben könnte? Wie kann ich Kinder großziehen, wenn ich mich selbst verabscheue?«

Schluchzer drangen aus Jeffs großer Brust, er zitterte und weinte. Für gewöhnlich sind Patienten in der ersten Sitzung eher darum bemüht, wenigstens ein Mindestmaß an Haltung zu bewahren. Aber Jeffs Ausbruch verblüffte mich nicht. Ich fühlte eine tiefe Sympathie für ihn. Meine Intuition sagte mir, dass er weder schauspielerte noch psychisch krank war. Vielmehr hatte es den Anschein, dass er in seinem Kopf schon so viel mit mir gesprochen hatte, dass er dachte, er kenne mich gut genug, um einfach